

Zuerst kam der Polizeikapitän des Distriktes mit drei uniformierten und drei nichtuniformierten Polizisten an. Kurze Zeit nach ihnen sauste ein Automobil heran, dem Polizeihilfskommissär Mac Mahony mit mehreren Unterbeamten und Detektivs entstieg, und bald darauf kam Coroner (Polizeiarzt) Dr. Köhler in seinem Wagen vorgefahren.

Jetzt erst bekam Robert die Erlaubnis, mit seiner Kusine nach Hause fahren zu dürfen, wie überhaupt erst mit dem Erscheinen der Herren vom Polizeihauptquartier etwas Ordnung und zielbewußtes Vorgehen in das Chaos kam.

Mac Mahony schickte zunächst sämtliche uniformierten Polizisten weg und versammelte in dem Zimmer, in dem der Tote lag, nur einen Protokollschreiber, den Coroner und einen Detektiv. Alle anderen Beamten mußten in der Wohnung des Portiers warten.

Als Dr. Miller seinen Namen genannt hatte, verwandelte sich das anfängliche Mißtrauen, das der Polizeibeamte naturgemäß allen Personen entgegenbringen mußte, die sich am Tatorte befanden, in die größte Hochachtung.

New-Yorks bedeutendster und angesehenster Arzt, vielleicht der größte Internist Amerikas, stand vor ihm, da hieß es höflich und zuvorkommend sein. Daß der Coroner Dr. Köhler gegen den berühmten Kollegen zuvorkommend war, verstand sich von selbst.

Die Leiche wurde nun auf die Chaiselongue ausgestreckt, und die beiden Aerzte, der Coroner und der Bruder des Ermordeten nahmen eine genaue Untersuchung vor.

Uebereinstimmend konstatierten sie, daß Hermann Miller, besser gesagt Dr. Hermann Miller, da er Doktor der Chemie gewesen, mit den Händen erdrosselt worden war.

Die Nägel und Fingerabdrücke bewiesen zudem unwiderleglich, daß der Mörder seine Hände von rückwärts um den Hals des Opfers gelegt hatte. Mit bestialischer Kraft mußte er dann zugeedrückt haben, denn es war nicht nur der Tod durch Ersticken eingetreten, sondern auch der Kehlkopf gebrochen und zerdrückt.

Nachdem dieser Befund protokolliert worden war, begannen die Verhöre.

Zunächst erzählte Dr. August Miller, wie sein Bruder heute bei ihm schon um elf Uhr vormittags erwartet wurde, da der Geburtstag seiner Nichte Lucilla gefeiert wurde.

Hier machte der Arzt eine kurze Pause und sagte dann zögernd:

»Ich muß hier übrigens bemerken, daß diese junge Dame, die in meinem Hause wohnt, in Wirklichkeit nicht die Nichte, sondern die Tochter meines armen Bruders ist. Da sie jedoch einem unehelichen Verhältnis meines Bruders mit einem indischen Mädchen entstammt, so ließen wir aus verschiedenen Gründen, die wohl nicht hierher gehören, Lucilla in dem Glauben aufwachsen, sie sei die Nichte Hermanns, während ihre Eltern bereits tot seien.

»Nun wird natürlich Lucilla die Wahrheit erfahren müssen, schon deshalb, weil dies dem Willen meines Bruders entspricht, und so sage ich dies denn auch der Vollständigkeit halber hier aus.«

Dann erzählte der berühmte Arzt weiter, wie er, sein Sohn und Lucilla her gefahren waren und die Leiche des Ermordeten gefunden hatten.

Die Dämmerung war längst hereingebrochen, und im Zimmer war es so dunkel geworden, daß der Protokollschreiber Licht brauchte, um weiterarbeiten zu können.

Zwei Gasflammen erhellten alsbald den Raum und warfen ihr gelb flackerndes Licht auf die ersten Männer, die da versammelt saßen und auf die Leiche, die zuzudecken man vergessen hatte, blickten.

8. KAPITEL

Der Papagei als Zeuge

Wie der Tote nun so dalag, sah es aus, als wenn er schlief, und niemand im Zimmer konnte sich der machtvollen Eigenart dieses Kopfes entziehen.

Die fast bis auf den Hals hinabwallenden schneeweißen Haare, der schmale, fein geschwungene Mund, die scharfe, aristokratische Adlernase, die hochgewölbte Stirn, die ganze Form des Schädels – alles bewies für den Kundigen, daß dieser Mann über große Geisteskräfte verfügt hatte, daß hier ein produktives, schöpferisches Menschenkind dahingegangen war.

Die Lippen aufeinandergepreßt, um ein gewaltsames Schluchzen zu unterdrücken, stand Miller auf, nahm einen großen indischen Shawl, der im Schlafzimmer lag, und bedeckte damit den Kopf des Toten.

Und gerade in dem Moment, als nun Polizei-

inspektor Mac Mahony das Ehepaar Penz holen ließ, trat ein merkwürdiger Zwischenfall ein.

Aus dem Nebenzimmer ertönte ein jämmerliches Geschrei, das in ein wüstes Schreien und Schimpfen überging. Von den Worten, die man vernahm, gehörten nur wenige der deutschen und englischen Sprache an, die meisten einer Sprache, die man nur selten hörte und die allen Anwesenden unbekannt war.

Einen Augenblick saßen die Männer starr und stumm vor Ueberraschung da, dann sprang Dr. Miller auf, rief: »Das ist der Papagei meines Bruders!« und eilte nach dem Speisezimmer. Dort saß in einem Winkel zwischen Büfett und Wand ein grauer Papagei, scheu, mit gestäubten Federn, ein Bild des Elends. Und als ihn der Arzt hervorholte, sah er, daß das arme Tier ein gebrochenes Bein hatte, daß verschiedene seiner Schwanzfedern gebrochen waren und der Schnabel mit einer Blutkruste bedeckt war.

Einen Moment nur pfauchte der graue Papagei den Arzt feindselig an, dann erkannte er ihn, ließ sich ruhig ins Nebenzimmer tragen und begann mit zärtlicher, flüsternder Stimme indische Worte zu sprechen, die sicher allerlei Gekose darstellten. Immer wieder aber hörte man das Wort »Hermann« aus dem Geplapper des Tieres heraus.

»Arme Kara,« sagte der Arzt, während er das zerzauste Gefieder des Graupapageis streichelte: »Dir scheint man ja übel mitgespielt zu haben.« Und zu den Herren gewendet:

»Diesen Papagei hat mein Bruder vor vielen

Jahren aus Indien mitgebracht. Es ist das wohl einer der gelehrigsten Vögel, die es auf der Welt gibt. Wie mein Bruder mir sagte, spricht er gegen dreihundert Worte und hat ein fabelhaftes Erkennungsvermögen. Er ist übrigens so zahm, daß er gar keinen Käfig hatte, sondern sich sein Futter selbst aus der Küche holte. Da er auch absolut zimmerrein ist, durfte er nachts am Kopfende meines Bruders auf der Stange sitzen.«

Der Papagei saß noch immer klagend und schwatzend auf dem Zeigefinger des Arztes, der nun sein Taschentuch nahm und behutsam den blutigen Schnabel des Tierchens reinigen wollte.

In diesem Moment sprang aber einer der anwesenden Beamten, der bis jetzt kein Wort gesprochen hatte, auf und sagte hastig:

»Bitte, den momentanen Zustand des Vogels absolut nicht ändern. Er muß so bleiben, wie er ist.«

Dr. Miller sah verwundert drein, aber gehorchte, und Polizeikommissär Mac Mahony benützte die Gelegenheit, die Herren bekannt zu machen:

»Dies ist John Lustig, der beste und bewährteste Detektiv, über den der New-Yorker Geheimdienst verfügt.«

9. KAPITEL

Ein nächtlicher Besuch

Nun trat das Ehepaar Penz, die Portiersleute, an. Frau Penz war die erste, die vernommen wurde.

Die gute Frau hatte inzwischen in ihrem Gedächtnis sorgfältig nachgestöbert und begann

weitschweifig und mit vielen überflüssigen Worten zu erzählen:

»Meine Wohnung liegt genau unter der des Herrn Miller, so daß ich jedes Geräusch ganz genau hören kann. Gestern, Samstag nachts, war es, so gegen elf Uhr abends, mein Mann schlief schon fest, mir war es aber zu heiß im Bett, ich stand daher auf und öffnete das nach vorn auf die Straße gehende Fenster unserer Kellerwohnung.«

»Ungefähr eine Viertel- oder Halbestunde später hörte ich, wie jemand am Fenster des Herrn Dr. Miller, der um diese Zeit immer noch wach zu sein pflegt, und in dem als Studierzimmer eingerichteten Wohnzimmer arbeitet, klopfte. Wahrscheinlich mit einem Spazierstock, da es von der Straße zu weit ist, um mit der Hand das Fenster zu erreichen.«

»Ich hörte dann auch, wie der Herr Miller das Fenster hochzog und ›wer ist da?‹ fragte.

»Die ersten Worte der Antwort verstand ich nicht, dann aber kamen folgende Worte: ›Ich habe eine Stunde gesucht, bevor ich das Buch gefunden habe und möchte Ihnen die betreffende Stelle gern noch zeigen.«

Hier unterbrach Polizeikommissär Mac Mahony die Frau:

»In welcher Sprache waren diese Worte gesprochen worden?«

»In der deutschen Sprache«, erklärte die Frau sehr bestimmt. »Und der Herr hat ein sehr schönes, klangvolles Organ gehabt, genau wie mein Seliger, mein erster Gatte nämlich, der —«

»Das interessiert uns nicht, beste Frau, fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.«

»Ja, du meine Güte, viel habe ich nicht mehr zu erzählen.«

»Eine Minute später hörte ich, wie der Doktor seine Wohnung verließ, wie die Haustür aufgemacht wurde, wieder gingen Türen auf und zu, die beiden Herren mußten also in die Wohnung zurückgegangen sein. Dann schlief ich ein. Mein Mann behauptet allerdings, daß er die beiden Herren später wieder fortgehen gehört hat.«

»Davon später,« sagte der Beamte, »nun erzählen Sie, ob und was Ihnen am heutigen Tage aufgefallen ist.«

10. KAPITEL *Ein Raubmord?*

»Ja, also, so gegen neun Uhr vormittags pflegte der Herr Doktor immer seine Wohnung auf mehrere Stunden zu verlassen, und ich machte dann die Zimmer rein, gab dem Papagei neues Futter, wusch das Frühstücksgeschirr usw.«

»Da aber heute die kleine Fahne nicht zum Fenster hinaushing, so begab ich mich meiner Weisung gemäß auch nicht in die Wohnung. Ich zerbrach mir nicht weiter den Kopf darüber, dachte, daß der Herr Doktor entweder noch schlafe oder vielleicht nicht ausgehen, sondern arbeiten wolle und vergaß im Laufe des Tages ganz daran, bis die Herrschaften gekommen sind und mich nach dem Herrn Doktor gefragt haben.«

Nun konnte Herr Penz, der unendlich ver-

schüchtert und verlegen dastand, vortreten und sagen, was er wußte.

Viel war das nicht. Er hatte bereits geschlafen, als der ominöse Besuch, sich eingestellt hatte. Dann aber war er aufgewacht, weil er Durst hatte und ein Glas Wasser trinken wollte. Bei dieser Gelegenheit sah er auf die Uhr in der Küche und konstatierte, daß es zwei Uhr morgens war.

Kaum hatte er sich wieder niedergelegt, als er im ersten Stockwerk Türen auf- und zugehen hörte. Gleich darauf fiel auch die Haustür ins Schloß.

Diese Reihenfolge fiel ihm auf. Wäre jemand nach Hause gekommen, so hätte ja zuerst die Haustür und dann die Wohnungstür knarren müssen.

Herr Penz dachte aber nicht lange darüber nach, sondern legte sich wieder aufs Ohr und schlief sofort den Schlaf des Gerechten.

Als auch er fertig war, stellte der Kommissar noch eine Frage an das Ehepaar:

»Sonst ist wohl niemand mehr in Ihrer Wohnung, der irgendwelche Beobachtungen hätte machen können?«

»Ja, meine Tochter Marie«, sagte Frau Penz. »Aber das Mädchel ist ja erst sechs Jahre alt und weiß von nichts.«

»So, bringen Sie immerhin einmal das Kind herein.«

Nun wurde Marie gesucht, was nicht so leicht war, da sie sich irgendwo herumtrieb. Es dauerte eine Viertelstunde, bevor sie zur Stelle war.

»Was halten Sie eigentlich von dem bestialischen Verbrechen, dem mein armer Bruder zum Opfer gefallen ist?« fragte tiefbekümmert Dr.

August Miller, der das Geschehnis in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit noch immer nicht fassen konnte.

Der Kommissär zuckte die Achseln:

»Es erscheint mir fast sicher, daß hier ein brutaler Raubmord vorliegt. Wir werden das ja später durch die Inventaraufnahme leicht feststellen können. Sie wissen doch sicher, Herr Doktor, wie viel an Bargeld oder Wertsachen Ihr Bruder bei sich gehabt haben könnte?«

»An Bargeld sehr wenig, höchstens dreißig Dollar. Mein Bruder hatte mit Geldsachen nicht gerne zu tun, war in solchen Dingen von einer rührenden Unbeholfenheit und ließ sein Vermögen von mir verwalten. Jedesmal, wenn er zu mir kam, ließ er sich den Betrag, den er gerade brauchte, geben. Am vorigen Sonntag hatte er sich fünfzig Dollar genommen. Wenn ich nun rechne, daß er damals noch zehn Dollar gehabt hat, so kann er momentan schwerlich mehr als dreißig Dollar besessen haben.«

»Hingegen hatte mein Bruder, der viele Jahre in Indien zugebracht, eine herrliche Kollektion von ungefaßten Rubinen und Perlen, auch anderen altindischem Schmuck, alles in allem Sachen von enormem Wert.«

»Dann ist ja die Sache ganz klar«, sagte nun der Beamte. »Ihr Herr Bruder muß wohl mit dem Unbekannten mehr oder weniger intim verkehrt haben, dieser wußte von den Pretiosen und hat sich durch den Mord in deren Besitz setzen wollen. Eine nähere Untersuchung wird das sofort bestätigen.«

»Oder auch nicht«, warf eine trockene, dünne Stimme mit einem boshaften Unterton ein.

Es war der Detektiv John Lustig, der diese Worte gesprochen hatte. Als er bemerkte, wie ihn alle anderen im Zimmer Versammelten peinlich überrascht ansahen, huschte ein nicht sehr angenehmes Lächeln über sein mageres, bartloses Gesicht und er sagte:

»Mir sind diese Worte ganz gegen meinen Willen entfahren. Aber da sie nun einmal gehört wurden, so will ich sie auch begründen: meiner Ansicht nach wird die Untersuchung des Nachlasses beweisen, daß von einem Raubmord keine Rede sein kann. Wenn man Rubinen, Perlen und andere Kostbarkeiten rauben will, so tut man dies nicht in der Nacht vom Samstag auf Sonntag, sondern in der Nacht vom Sonntag auf Montag. Man versucht dann naturgemäß den Raub so auszuführen, daß man die Beute innerhalb weniger Stunden, womöglich noch vor Entdeckung der Tat, losschlagen kann. Dazu ist aber der Sonntag nicht sehr geeignet. Abgesehen davon, daß man Juwelen allenfalls im Schreibtisch, nicht aber in den Regalen des Bücherschranks zu suchen pflegt, wie es hier geschehen ist.«

II. KAPITEL

Ein dumpfer Fall

Es kam zu keiner weiteren Diskussion, da in diesem Moment die kleine Marie von ihrer Mutter hereingebracht wurde.

Als sie die vielen fremden Herren in dem Zim-

mer sah, die alle auf sie blickten, da wußte sie nicht, ob sie weinen oder davonlaufen sollte, sie zog es aber schließlich vor, Stand zu halten und trotzig, etwas Gummi kauend, vor sich hin zu sehen.

Herr Mac Mahony nahm sie freundlich bei der Hand und sagte:

»Marti, sieh mal her, wenn du gut aufpaßt und auf meine Fragen achtest, dann bekommst Du einen ganzen Quarter geschenkt.«

»Ich paß schon auf« schrie das kleine Mädchen, das durch die plötzliche Aussicht auf ein großes Vermögen ganz aufgeregt wurde.

Und nun frug sie der Beamte, ob sie in dieser Nacht irgend etwas bemerkt, gehört oder gesehen hatte, was sonst nicht immer vorkommt.

Einen Moment nur dachte Marti nach, dann wälzte sie energisch den Gummi von einem Mundwinkel in den anderen und sagte triumphierend:

»Ich bekomm den Quarter, ich hab etwas bemerkt!«

»Nun, was?« schrie der Beamte sie fast an.

»In der Nacht hat's einen großen Bums gegeben, und die Kara hat fürchterlich geschrien.«

Und dabei blieb es. Immer wieder und wieder versicherte die Kleine, daß sie dadurch aufgewacht sei, daß oben an die Zimmerdecke ein schwerer Schlag ertönt und der Papagei gleich darauf mörderisch geschrien und geschimpft hatte.

Es war inzwischen acht Uhr abends geworden, die Herren machten eine kurze Pause und fuhren in der Untersuchung fort.

Einige neue Detektivs waren vom Hauptquar-

tier angelangt, Reporter strömten herbei und mußten wohl oder übel abgefertigt werden, Instruktionen wurden ausgeteilt.

Zwei Detektivs waren damit beschäftigt, alle Parteien im Hause zu verhören. Der Zufall wollte es, daß niemand von den zahlreichen Parteien in der vergangenen Nacht um Mitternacht nach Hause gekommen war oder Besuch gehabt hatte, der das Haus in der Nacht verließ.

Zwei andere Detektivs nahmen unter der Aufsicht des Polizeikommissärs eine vollständige Untersuchung des Nachlasses vor.

Vier Stunden arbeiteten die Leute emsig und unermüdlich, um den Inhalt aller Schränke und Schubfächer zu sichten. Dann aber wies das Protokoll folgenden Sachverhalt auf.

An Bargeld wurde nicht ein Cent bei dem Toten gefunden, so daß man als sicher annehmen konnte, daß ein Betrag um dreißig Dollar herum von dem Mörder geraubt worden war. Hingegen wurden die Kollektionen der Rubinen und Perlen, alle sonstigen Pretiosen und schwere Goldgegenstände unversehrt gefunden. Entdeckt hatte sie der Mörder sicher, da die Schatullen mit den Steinen und Perlen geöffnet waren. Er war also nur zu vorsichtig gewesen, um sie an sich zu nehmen.

Als man so weit gekommen war, machte sich wieder eine kleine Meinungsverschiedenheit geltend.

Der Polizeikommissär Mac Mahony äußerte sich dahin, daß der Mörder wahrscheinlich größere Kapitalien bei dem Chemiker vermutet habe